Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 121 (2009)

Buchbesprechung: Anzeigen und Besprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anzeigen und Besprechungen

Wildi, Tobias: Wislikofen. Zwei Dörfer – eine Geschichte. Wislikofen: Einwohnergemeinde Wislikofen 2008. – 121 S., ill.

Schlagwörter wie Gemeindefusionen und Gebietsreformen sind heutzutage in aller Munde. Vergessen wird dabei oft, dass Gemeindezusammenlegungen nicht zuletzt aus finanziellen Gründen im Kanton Aargau bereits während des 19. Jahrhunderts heftige politische Debatten auslösten. Allein zwischen 1898 und 1900 wurden nicht weniger als zehn solche, von der Kantonsregierung verordnete «Verschmelzungsprojekte» durchgeführt. Eines davon war die Zusammenlegung der beiden Dörfer Mellstorf und Wislikofen im Bezirk Zurzach auf den 1. Januar 1899.

Welche Auswirkungen der Zusammenschluss der beiden Gemeinden auf die dort lebenden Frauen und Männer gehabt hat und mit welchen Argumenten die Aargauer Regierung ihr Vorgehen begründete, kann in der vom Historiker Tobias Wildi verfassten und von der Einwohnergemeinde Wislikofen herausgegebenen Dorfgeschichte nachgelesen werden. Weitere zentrale Themen bilden die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Schulen, die Ortsplanung und – was sozusagen als roter Faden durch die gesamte Darstellung führt – das Verhältnis der Dorfbevölkerung zum Benediktinerkloster St. Blasien im Schwarzwald. Die Abtei unterhielt seit 1114 eine eigene Propstei in Wislikofen, was die Benediktinermönche bis zur Auflösung der Propstei 1804 zu einem wichtigen herrschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Faktor der Region machte. Noch im Jahr 1962, als der aargauische Grosse Rat den Abbruch der desolaten Propst- und Konventsbauten beschloss, beziehungsweise 1976, als die unterdessen unter Schutz gestellten Gebäude ihrer neuen Nutzung als Seminar- und Bildungszentrum zugeführt werden konnten, bildete die Benediktinerpropstei das zentrale Gesprächsthema im Studenland.

Fast ebenso spektakulär wie die Rettung der Propsteigebäude war die überraschende Wahl Gustav Rohners zum neuen Gemeindeammann am 5. Oktober 1957. Gustav Rohner gehörte mit 29 Jahren nicht nur zu den jüngsten gewählten Gemeindevorstehern im Kanton Aargau, sondern er blieb mit insgesamt 35 Jahren auch aussergewöhnlich lange im Amt. Unter ihm wurden praktisch alle wichtigen Infrastrukturprojekte der Gemeinde Wislikofen realisiert: Dazu gehörten die Erneuerung der Wasserversorgung, der Bau der neuen Fahrstrasse durch den Chessel, die Güterregulierung, die Sanierung der Propstei sowie die Erstellung der Mehrzweckhalle. 1993 trat Gustav Rohner im Alter von 65 Jahren schliesslich in den wohlverdienten Ruhestand. Obwohl der besondere Eifer und das Durchsetzungsvermögen, die der

abtretende Gemeindeammann bei der Verwirklichung der diversen Projekt jeweils an den Tag legte, bei den Mitgliedern des Gemeinderats hin und wieder auch auf Kritik stiessen, gehört es zu den unbestrittenen Verdiensten Rohners, die Entwicklung von Wislikofen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts massgeblich mitgeprägt zu haben.

Insgesamt bietet die Dorfgeschichte von Mellstorf und Wislikofen einen unterhaltsamen Rundgang durch die Vergangenheit dieser beiden Gemeinden im Nordosten des Kantons Aargau. Die von Tobias Wildi ausgewählten Themen werfen dabei bezeichnende Schlaglichter auf die Lebensumstände der vornehmlich in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung zwischen dem 12. und 20. Jahrhundert.

ROLAND GERBER

Sennhauser, Hans Rudolf: Ausgrabungen in Stadtkirche und Dreikönigskapelle Baden 1967/1968. Kirchen und Siedlungsgeschichte von der Frühzeit bis ins späte Mittelalter. Zürich: Vdf Hochschulverlag 2008. – 458 S., 285 Abb., 25 Tab., Beilagenmappe mit 15 Faltplänen.

Vier Jahrzehnte nach den Ausgrabungen 1967/68 in der Badener Stadtkirche und der Dreikönigskapelle liegt endlich die Publikation der Ergebnisse der damaligen Untersuchungen – ergänzt durch weitere Betrachtungen zu besonderen Aspekten der Badener Stadtgeschichte – vor. Neben dem damaligen Grabungsleiter Hans Rudolf Sennhauser zeichnen 16 weitere Autorinnen und Autoren für das umfangreiche Werk.

Der Schwerpunkt liegt bei den Ausgrabungen in der Stadtkirche und der St. Mauritiuskapelle. Teil 1 umfasst die detaillierte Befund- und Fundvorlage durch verschiedene Autoren. Nach Epochen gegliedert wird das Material vorgestellt.

Auf römische Brandbestattungen und spärliche römische sowie frühmittelalterliche Siedlungsspuren und Gräber folgt im 8. Jahrhundert ein erster Kirchenbau, zuerst in Holz, später in Stein. Die Mauritiuskapelle wird ebenfalls ins 9. Jahrhundert datiert. Im 12. Jahrhundert wird die romanische Kirche errichtet, seit dem 15. Jahrhundert trägt die Kirche ihr spätgotisches Gesicht. In den jüngeren Jahrhunderten folgen Aus- und Umbauten. Zahlreiche Vergleichsbeispiele aus der Schweiz und dem Ausland illustrieren und belegen die meist rein typologische Datierung der Badener Kirchenbauten.

Erstaunlich kurz behandelt werden die zahlreichen Gräber, welche doch neben Devotionalien auch Fundmaterial, namentlich ausserordentlich gut erhaltene Textilien und Reste mehrerer Miniaturbüchlein, lieferten. Hier wären in der Kombination der anthropologischen Beobachtungen und der Funde sicher mehr Aussagen möglich gewesen.

Den Fundkategorien sind jeweils eigene Unterkapitel gewidmet, das Material wird mit einem Katalog und Abbildungen vorgestellt. Es umfasst Grabplatten, Architekturteile und Baukeramik, Verputzreste, Glockengussreste sowie Münzen und weitere Kleinfunde.

In Teil 3 vergleichsweise kurz behandelt wird die Ausgrabung der Dreikönigskapelle im Bäderquartier. Diese Arbeiten fanden im Umfeld der Bauarbeiten für das Parkhaus statt und glichen somit am ehesten einer Notgrabung. Dass sich die Interessen der Ausgräber aber kaum über den Perimeter des Kirchenbaus hinaus erstreckten und keinerlei archäologische Beobachtungen anlässlich des gleichzeitig stattfindenden Aushubs für die erwähnte Tiefgarage bekannt sind, ist aus heutiger Sicht nur schwer verständlich und schmerzlich. Ebenso scheint das Verständnis der besonderen archäologischen Fragestellungen im Bäderquartier nur bedingt vorhanden beziehungsweise völlig den mit der Dreikönigskapelle als solcher verbundenen Fragestellungen untergeordnet gewesen zu sein.

Bemerkenswert ist die anhand typologischer Vergleiche versicherte Datierung der ältesten Kirche in die Zeit um 1100. Dass um diese Zeit im Bäderquartier eine Kirche von nicht unbeträchtlicher Grösse errichtet wird, spricht für die damalige Bedeutung des Orts. Leider nur unter dem Aspekt der Frage nach dem in Legenden überlieferten Isis-Tempel, welcher sich angeblich hier befunden haben soll – aber bislang nicht nachgewiesen werden konnte –, thematisiert wird die Lage des Gotteshauses in peripherer Lage im Bäderquartier. Bedeutet der Standort nicht, dass bereits um 1100 auf eine bestehende Bebauung des Areals des Hinterhofs Rücksicht genommen werden musste?

Aus meiner Sicht unhaltbar ist die Interpretation der römischen Mauerreste als Mansio aufgrund solch kleinflächiger Befunde. Die Vergleiche mit Riom und Augst sind relativ beliebig. Gebäudekomplexe mit um einen Hof gegliederten kleinen Räumen sind in der Römerzeit durchaus in verschiedenen anderen Kontexten bekannt und vorstellbar.

Um die anhand der beiden Kirchengrabungen dargestellten Beobachtungen in einen grösseren Zusammenhang betrachten zu können, behandeln die Aufsätze in Teil 4 verschiedene archäologische und historische Aspekte. Zum einen wird Baden durch die Beiträge von Hugo W. Doppler, Hans Lieb und Yvonne Reich in einen archäologischen Kontext gestellt. Dass dabei die aktuellsten Grabungsergebnisse zumindest noch in Fussnoten Eingang fanden, ist ein besonderes Verdienst von Hugo W. Doppler. Ansonsten liefern die umfassenden Zusammenstellungen an Quellen und Funden kaum neue Erkenntnisse.

Ausgesprochen verdienstvoll ist der Beitrag von H. Maurer, welcher «Aquae Helveticae» und später Baden in einen Zusammenhang mit anderen Heilbädern mit vergleichbar langer Geschichte stellt und insbesondere die wesentliche Frage der Kontinuität behandelt.

In weiteren Texten wird versucht, die Grundlagen und Motivation zum Bau der Stadtkirche – und später der Stadt – an deren Standort zu ergründen. Die dargestellten Quellen und Fakten liefern zahlreiche Indizien und erlauben die Formulierung verschiedener Thesen. So konzentriert und kompakt wurden diese Fragen bislang noch nicht abgehandelt.

Abschliessend stellt der Autor verschiedene Thesen zur Siedlungsentwicklung auf. Im Zentrum steht die Frage der Kontinuität von der Antike ins Frühmittelalter (in den Bädern ist von einer solchen auszugehen) sowie die Frage des Beginns und namentlich des Anlasses der frühmittelalterlichen Besiedlung des Kirchenplateaus: Sennhauser postuliert hier einen Neuanfang, woraus sich die Gründung der Stadtkirche und später der Bau der Stadt ergibt. Die Argumentation erfolgt in erster Linie aufgrund bautypologischer Kriterien anhand der Abfolge der Kirchenbauten; was den Autor auch veranlasst, im 10. Jahrhundert ein Kloster zu vermuten – eine Annahme, welche bislang weder archäologisch noch historisch erhärtet ist. Ab dem Hochmittelalter und der Gründung der Stadt Baden rücken neben der Thematisierung der Stellung Badens im herrschaftlichen und kirchlichen Umfeld besonders auch baugeschichtliche Fragen in den Vordergrund.

Die in einer separaten Planmappe enthaltenen Befundpläne der verschiedenen Perioden sowie der Gesamtplan der Dreikönigskapelle sind im «Handling» und als Illustration zur Textlektüre nützlich. Um damit arbeiten zu können, ist die darauf enthaltene Information zu dispers. Die Pläne entbehren leider zu oft Wesentliches wie zum Beispiel Höhenangaben oder Verortungshilfen.

Alles in allem ist die Publikation von H. R. Sennhauser ein verdienstvolles und schön gestaltetes Werk, stellt sie doch den Wissensstand zur Stadtgeschichte von Baden zu Beginn des 21. Jahrhunderts umfassend und anschaulich dar. Einzelne archäologische und historische Aspekte müssen aber kontrovers diskutiert oder infrage gestellt werden. Aktuelle Forschungen werden das Bild in den kommenden Jahren weiter ergänzen und bisweilen korrigieren.

ANDREA SCHAER

Kurmann-Schwarz, Brigitte: Die mittelalterlichen Glasmalereien der ehemaligen Klosterkirche Königsfelden (Corpus Vitrearum Medii Aevi, Schweiz Band 2), hg. von der Kommission des Corpus Vitrearum Schweiz, Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaft. – Bern 2008. – 508 S., ill.

Pünktlich zum 700. Gedenkjahr jenes tragischen Ereignisses – der Ermordung König Albrechts I. 1308 –, welches Auslöser der Stiftung zweier Klöster in Königsfelden war, ist das anspruchsvolle und umfangreiche Werk von Brigitte Kurmann-Schwarz zu den Glasmalereizyklen des 14. Jahrhunderts erschienen. Sie gehören zu den bedeutendsten ihrer Art, die sich in Europa erhalten haben. Aufgrund des weitgehenden Fehlens von vergleichbaren Objekten – haben sich doch nur höchstens 10 Prozent der gesamten zeitgenössischen Produktion der Glasmalereien erhalten – gestaltete sich vor allem die Bestimmung der Herkunft der Künstler sowie der Werkstatt-Standorte schwierig. Von den Restaurierungsarbeiten, die 2002 ihre Vollendung fanden, waren entscheidende Impulse für die Publikation ausgegangen, boten sie doch die Möglichkeit, die Glasmalereien aus nächster Nähe zu untersuchen. Neben dem eigentlichen Katalog der Glasmalereien, welcher gemäss den Richtlinien des

internationalen Corpus Vitrearum aufgebaut ist und neben der Bestandesaufnahme auch die gesamte wissenschaftliche Dokumentation zu jeder Scheibe enthält, wird der Band durch eine ausführliche historische und kunstgeschichtliche Analyse der Kirche und der Konventsgebäude eingeleitet.

Bisher haben vor allem die im Chor der Klosterkirche befindlichen Glasmalereien die Aufmerksamkeit der Forschung gefunden. Dies, obwohl vier weitere Scheibengruppen aus dem Mittelalter erhalten sind, die nicht aus dem Chor stammen. Dabei interessierte sich die Forschung des 18. und 19. Jahrhunderts nicht so sehr für die künstlerische Ausgestaltung der Kunstwerke und ihr ikonografisches Programm als vielmehr für ihre Funktion als Denkmäler für die Mitglieder des Hauses Habsburg. Schon früher wurde allerdings die Einheitlichkeit des Programms kritisch hinterfragt. Die Verglasungen im Langhaus wurden bisher – mit Ausnahme derjenigen zum dynastischen Zyklus in den Fenstern der Seitenschiffe – überhaupt noch keiner umfassenden ikonografischen Untersuchung unterzogen. So bildet gerade die Untersuchung der Beziehungen zwischen der Funktion der Kirche als Ort der liturgischen Memoria der Klostergründerinnen einerseits und ihrer Familie sowie den Glasmalereien andererseits ein wichtiges Forschungsinteresse der Autorin.

Nach der umfassenden Dokumentation der Scheiben findet sich am Ende des Katalogs eine sehr nützliche Sammlung von Auszügen aus ungedruckten Quellen und Regesten, welche in chronologischer Reihenfolge angeordnet sind. Abgerundet wird das Werk durch Farbtafeln der Glasmalereien der ehemaligen Klosterkirche Königsfelden sowie von einem Register. Es ist denn auch das erklärte Ziel der Autorin, welche Präsidentin des Corpus Vitrearum ist, dem historischen Kontext der Entstehung der Kirche und der Klosterbauten sowie ihrer Veränderung in der langen Zeit ihres Bestehens eine ausserordentlich wichtige Rolle im Band einzuräumen. Dazu scheut die Autorin nicht, viele der noch erhaltenen schriftlichen Quellen auf die Ereignisse bei der Gründung beider Klöster und die Baugeschichte hin zu befragen. Durch die kritische Durchleuchtung des überlieferten Quellenmaterials gelingt es der Autorin nicht nur, viele in der älteren Forschungsliteratur aufgeführte Meinungen zu differenzieren oder gar aufzulösen, sondern auch eine in historischer wie kunsthistorischer Hinsicht umfassende Gesamtdarstellung zu bieten, welche für jede weitere Beschäftigung mit dem Thema von nun an eine unabdingliche Grundlage darstellt.

In der älteren Literatur wird regelmässig darauf hingewiesen, dass die Familie Albrechts von Anfang an daran dachte, an der Stelle des Verbrechens ein Kloster zu gründen, in dem künftig für das Seelenheil des Königs Fürbitte geleistet werden sollte. Der Name Königsfelden, welcher auf die Königswürde des Ermordeten hinweisen sollte, erscheint dabei erst relativ spät in den Quellen, nämlich im Lauf des Spätsommers 1309, nachdem der Ort der Bluttat als Memorialort bestimmt worden war. Zu diesem Zeitpunkt war schon klar, dass der König nie in Königsfelden begraben würde. Der Name und auch die gegründeten Klöster verweisen auf den könig-

lichen Status der Familie und ihren Anspruch auf die Krone. Dieser Anspruch wird auch in den Glasmalereien des dynastischen Zyklus in den Seitenschifffenstern der Klosterkirche aus den Jahren um 1360 zum Ausdruck gebracht. In der Gründungsurkunde vom 29. September 1311 tritt Königin Elisabeth gemeinsam mit ihren Söhnen als Gründerin auf. Die treibende Kraft war jedoch Elisabeth. Ihr Name wird dementsprechend an erster Stelle des Dokuments genannt. Auch Königin Agnes, die Tochter Elisabeths, welche neben Rudolf IV. als Hauptinitiantin des dynastischen Zyklus gesehen wird, dürfte Anteil an der Gründung von Königsfelden gehabt haben. So plante sie schon vor Mai 1308 die Gründung eines Klosters in Gnadental. Bis heute fehlt eine Darstellung des Lebens von Agnes, welche frei vom negativen Image ist, das in der eidgenössischen Chronistik konstruiert wurde. Auch wenn dies mittels zeitgenössischer Quellen schwierig zu belegen ist, dürfte Agnes von Anfang an Einfluss auf die Ausstattung des Klosters genommen haben. Von ihrem Einfluss zeugt auch, dass in einer der ältesten erhaltenen Scheiben das ungarische Doppelkreuz abgebildet ist, welches schliesslich zum Wappen des Klosters wurde. Die Autorin weist darauf hin, dass die Gründung beider Klöster, eines Franziskaner- und eines Klarissinnenkonvents, sich nicht an einem Tag vollzogen habe, sondern sich vor und nach dem 29. September 1311 abgespielt haben muss.

Die Baugeschichte der Klosterkirche und der Konventsgebäude, von denen die meisten 1869 abgerissen wurden, bildet für die Autorin das Fundament für die Rekonstruktion der Chronologie der Glasmalereien. Dabei hat die Baugeschichte der Klosterkirche und ihrer Architektur ergeben, dass diese nach einem Typus gebaut wurde, der sich in den letzten beiden Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts herausgebildet hatte. Eine Schlüsselstellung kam dabei dem Gotteshaus der Strassburger Niederlassung der Franziskaner zu. Bezüglich der Konventsbauten vermitteln die Pläne, die nach den bestehenden Bauten und dem Planmaterial des 18. und 19. Jahrhunderts gezeichnet wurden, kein genaues Bild der ursprünglichen Anlage. Die ältere Forschung schuf ausserdem Unklarheiten über die Verhältnisse in Königsfelden durch die Annahme, das Frauenkloster habe sich auf der Nord- und das Männerkloster auf der Südseite der Kirche befunden. Wie es zu diesem Irrtum kam, lässt sich nicht mehr genau nachvollziehen. Die Grabungen von 1982/83 bestätigten die Lage des Nonnenklosters auf der Südseite aber endgültig. Die räumliche Aufteilung der noch erhaltenen oder abgerissenen Gebäude lässt sich hingegen nicht mehr nachvollziehen, da diese im Lauf der Zeit etlichen Veränderungen unterworfen war.

In der Art und Weise, wie man sich bemühte, die Glasmalereien zu unterhalten, zu pflegen oder zu restaurieren, lassen sich äusserst interessante Einblicke in die zeitgenössischen Vorstellungen des Umgangs mit dem kulturellen Erbe über die Jahrhunderte hinweg gewinnen. Vor der Auflösung der beiden Klöster während der Reformation haben die Kirche und die Glasmalereien nur wenige Veränderungen erfahren. Später waren es vor allem die Naturgewalten, die den Glasscheiben zusetzten. Nachdem man die Leichname der Gründer und Gründerinnen nach Sankt

Blasien überführt hatte, verlor das Langhaus endgültig den Nimbus eines sakralen Orts. 1770 wurde dort ein Kornhaus eingerichtet, was zur Entfernung aller Glasmalereien im Langhaus führte. Diese wurden fortan als Material für den Unterhalt der Chorverglasung verwendet.

Weitere Verluste folgten in der Zeit um 1800. Auch dem neu gegründeten Kanton Aargau wurde erst nach und nach seine Verantwortung für den Unterhalt des kulturellen Erbes bewusst. In dieser Zeit verstand man unter Unterhalt vor allem die Reinigung, Neuverbleiung und den Ersatz von zerbrochenem Glas. Fotos von 1893 dokumentieren auf eindrückliche Weise, wie die Glasmalereien noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ausgesehen haben. Erst die historistische Restaurierung des späten 19. Jahrhunderts zerstörte die meisten sichtbaren Spuren früherer Veränderungen und verschmolz so sehr mit dem ursprünglichen Aussehen der Kunstwerke, dass die Scheiben heute eine Synthese aus Restaurierung und originaler Form bilden. Trotz allen Verlusten und Veränderungen ist aber so viel ursprünglicher Bestand erhalten geblieben, dass man sich auch heute noch ein ausreichend gutes Bild vom einstigen Aussehen der Glasmalerei machen kann.

JEANNETTE RAUSCHERT, ZÜRICH

Reber, Burkhard: «O! Freundschaft, du machst mich fast betrunken!» Tagebuch eines Bauernburschen aus dem Aargau 1867–1868. Herausgegeben von Paul Hugger. Reihe: Das volkskundliche Taschenbuch, begründet und herausgegeben von Paul Hugger. Zürich: Limmat Verlag 2008. – 200 S., ill.

Es ist ein Glücksfall zu nennen, wenn aus der Mitte des 19. Jahrhunderts plötzlich ein Tagebuch auftaucht, das uns Einblick gibt in den Tagesablauf, Glücksmomente, Sorgen und Nöte eines Bezirksschülers vor Abschluss seiner Schulzeit und Antritt seiner Berufslehre. Genau das aber liegt mit dem Tagebuch von Burkhard Reber vor. Und es ist ebenfalls ein Glücksfall, dass es Paul Hugger gelungen ist, den Autor des Tagebuches eindeutig zu identifizieren als den 19-jährigen Burkhard Reber, der, etwas verspätet durch den Widerstand seines Vaters, in den Jahren 1864 in die Bezirksschule Muri eingetrat und später als Apotheker, Sammler von Altertümern und Kantonsrat in Genf ansässig war.

So entfaltet sich vor dem staunenden Leser ein begeisternder Mikrokosmos schwärmerischer, dem Alter angemessener Gefühle, von denen das wichtigste die Freundschaft zu anderen jungen Männern ist, welche immer wieder in allen Varianten thematisiert wird. Das Vorwort legt auf diesen Aspekt des Tagebuches ein grosses Gewicht, für den Historiker aber genauso interessant sind natürlich die beiläufigen Hinweise auf das Leben im oberen Freiamt in der Mitte des vorletzten Jahrhunderts, angefangen von der Dorfgemeinschaft bis hin zu den Notizen aus dem Schulleben. Hier lassen sich einige auch heute noch bekannte Grundelemente ausmachen, angefangen vom heimlichen Rauchen auf dem sehr langen Schulweg über die Tatsache, dass Burkhard häufig zu wenig geschlafen zu haben scheint, weil er mit Freunden

zusammen war, bis hin zu den auch heute noch wohlbekannten Prügeleien und Rammeleien in unbeaufsichtigten Schulstunden. Gerade solche Aperçus machen das Lesen dieses Werks zu einem Hochgenuss, dem auch der Umstand, dass die schriftstellerische Leistung noch nicht auf dem Höhepunkt steht und einiges repetitiv wirkt, nichts anhaben kann. Besonderen Reiz hat der Umstand, dass Reber seinen Text offenbar später noch durch Randglossen kommentierte, die ebenfalls wiedergegeben werden.

Im Vorwort wird einiges über den Zustand des Originaltexts gesagt, leider aus unserer Sicht nicht immer in der wünschenswerten Ausführlichkeit, welche eine solch einmalige Edition verdient hätte. So bleibt unklar, ob das Buch wirklich alle 600 Seiten enthält, von denen im Bezug auf das Manuskript die Rede war – immerhin lässt der Umstand, dass jeweils im ersten Teil des Buches das Fehlen von Seiten genau vermerkt wird, das vermuten. Auch zwischen dem als Bild beigegebenen Eintrag im Schülerverzeichnis von Muri und den Angaben des Tagebuches bleiben unaufgelöste Widersprüche, so wird der Vater im Schülerverzeichnis als Xaver Räber, Schlosser, bezeichnet, der Wohnort mit Benzenschwil angegeben, während nach dem Tagebuch der Vater Joseph hiess und die Rebers bereits 1863 nach Mühlau umgezogen wären. Dies soll aber den Verdienst des Herausgebers in keiner Art und Weise schmälern, aber darauf hinweisen, dass es hier für versierte Lokalhistoriker wohl, von der Edition des Tagebuches ausgehend, noch einiges weiteres zu erforschen und zu klären gibt.

MATTHIAS FUCHS, LEUTWIL

Bärtschi, Hans-Peter; Bärtschi-Baumann, Sylvia; Güller, Peter; Jossi, Christian; Meier, Bruno; Niederhäuser, Peter; Thalmann, Jörg: Die Nationalbahn. Vision einer Volksbahn. Wetzikon: ProfilePublishing 2009. – 201 S., ill.

Eine moderne Geschichte der Nationalbahn fehle bis heute, das stellt der Redaktor des vorliegenden eindrücklichen Bild- und Textbandes gleich zu Beginn fest, um sofort anzumerken, dass auch das aktuelle Werk diesen Anspruch wegen der eingeschränkten Seitenzahl nicht erfüllen könne. Trotzdem werden hier viele bestehende Lücken im Wissen um die Geschichte der Nationalbahn geschlossen, und dem Leser wird sehr reiches Bild- und Quellenmaterial vorgelegt, das es erlaubt, sich ein Bild von einem für die Schweizer Wirtschafts-, Politik- und Verkehrsgeschichte des 19. Jahrhunderts exemplarischen Vorfall zu machen. Gleichzeitig bietet das Buch eine gründliche Bestandesaufnahme von den verbleibenden Spuren der Nationalbahn – sie sind erstaunlich präsent. Für jeden Eisenbahnfreund mit historischen Interessen ist dieser Band deshalb ein Muss.

Wertvoll ist sicher, dass die Nationalbahn-Idee gleich zu Beginn im Kontext der sich verändernden europäischen Politikachsen situiert wird, knapp umrissen mit der Verschiebung der Verkehrsachsen hin zum Mittelmeer durch die Eröffnung des Suezkanals und durch die nationale Einigung Deutschlands unter Einbezug des

Elsasses, was die Verkehrsinteressen Frankreichs von Basel weg auf die westlichen Juraübergänge verschob. Diese Vorgänge machten letztlich auch eine Neuausrichtung der schweizerischen Eisenbahn-Verkehrsachsen nach 1869/1871 möglich und denkbar.

Neu und sehr anregend ist auch die Entdeckung, dass wohl nicht eine Umfahrung der Zentren, namentlich Zürichs, Ziel der Nationalbahn-Initianten war, sondern ein neues Verkehrskonzept einer kurzen Hauptverbindung durch das Mittelland, welche nicht mehr durch die Zentren gelegt werden sollte, sondern diese mit kurzen Abzweigungen von der Hauptlinie erschliessen wollte. Man ist sofort versucht zu bemerken, wie viele verkehrspolitische Schwierigkeiten der Schweiz im 20. Jahrhundert erspart geblieben wären, wenn sich die Nationalbahn und ihr Konzept im vorangehenden Jahrhundert durchgesetzt hätten und zum Beispiel der schweizerische Nationalstrassenbau konsequent diesem Beispiel gefolgt wäre. Es ist das grosse Verdienst von Hans Peter und Sylvia Bärtschi-Baumann, hier die zwei Konzepte zur Erschliessung Zürichs mit einem zentralen Nationalbahn-Bahnhof wieder entdeckt und angemessen zur Geltung gebracht zu haben. Das erste zeigt vor allem, dass die Erschliessung Zürichs nicht einfach eine Notstandsmassnahme zur Gewinnung von mehr Passagierverkehr war, sondern von Beginn weg fest in der Strategie der Nationalbahn verankert war. Das zweite besticht mit seinen Vorschlägen für einen zweistöckigen Bahnhof am Hirschengraben mit Frachtzentrum im Untergeschoss, Passagierzentrum im Obergeschoss und Waggonaufzügen, welche die beiden Ebenen verbinden. Auch hier hätte die Chance bestanden, Lösungen, welche in Zürich erst im 20. Jahrhundert mit dem Tiefbahnhof der S-Bahn verwirklicht worden sind, visionär vorwegzunehmen.

Der Ansatz, verschiedene Autorinnen und Autoren mit unterschiedlichen Perspektiven zu Wort kommen zu lassen, hat neben unbestreitbar positiven Ansätzen doch auch den negativen Aspekt, dass einige Themen überstrapaziert werden, so der Konkurs und seine unmittelbaren finanziellen und politischen Auswirkungen – wenn man das Buch durchliest, bekommt man den Eindruck, die Nationalbahn sei nicht nur einmal, sondern gleich mehrfach untergegangen. Auch fehlt eine Gesamtschau des Debakels, die von einer übergeordneten Warte aus die zum Teil etwas disparaten Artikel wieder einordnen könnte.

Für Aargauer Leserinnen und Leser hingegen unbestreitbar interessant und informativ ist die von Bruno Meier in souveräner Manier dargestellte Geschichte der Nationalbahn im Aargau. Nüchtern und unaufgeregt werden hier die im Vergleich zu Winterthur doch völlig anders sich präsentierenden Voraussetzungen skizziert. Keine Grundsatzauseinandersetzungen zwischen Demokraten und Liberalen, zwischen zwei städtischen Polen, prägen hier das Bild, sondern unterschiedliche Interessen der bereits von der Nordostbahn erschlossenen Regionen und von Städten und Gebieten, die sich von der Nationalbahn wirtschaftlichen Aufschwung erhofften, wie Baden, Mellingen, Lenzburg und vor allem Zofingen. Es erstaunt deshalb, im Vor-

wort des Buches die Aussage zu finden, in Winterthur sei die Nationalbahn-Affäre in Vergessenheit geraten, während sie im Aargau jedes Kind kenne, gleichzeitig aber zu erfahren, dass die Nationalbahn-Angelegenheit offenbar in Winterthur und im Kanton Zürich viel höhere politische Wellen geworfen habe als im Aargau.

Tatsächlich scheint es eine Art Verschwörungstheorie zu geben, die Zürich unterstellt, die Entwicklung des Nachbarkantons Aargau bösartig gehemmt zu haben, genau so, wie der rivalisierenden Stadt Winterthur nicht der ihr gebührende Platz als Wirtschaftsmetropole zugestanden worden sei. Nun ist dieses Denkmuster in der Aargauer Geschichte nicht unbekannt, wahlweise müssen neben der Eroberung von 1415 als Beginn allen Übels die bösen eidgenössischen Landvögte in den Gemeinen Herrschaften, die sparsamen Berner Herren im Berner Aargau oder die unglückliche Loslösung des unter dem aufgeklärten Absolutismus einer Maria Theresia prosperierenden Fricktals von Österreich als Erklärung für viele aktuelle Unzulänglichkeiten der Aargauer Entwicklung herhalten, angefangen von der Agglomerisierung über den verspäteten Einstieg in die Desindustrialisierung und Tertiarisierung bis hin zum angeblich geringen Einfluss des Kantons auf Bundesebene und zu den zu spärlichen Schnellzughalten in Aarau.

Und hier wünscht man sich vom Buch klarere Stellungnahmen und Vertiefung der Frage, was denn der Nationalbahnkonkurs bewirkt habe. Leider bleiben die Aussagen hier, wohl auch wegen der unterschiedlichen Zugangsweisen der verschiedenen Autorinnen und Autoren, bedenklich zwiespältig. Einerseits wird der Verschwörungstheorie weiter Vorschub geleistet, indem der Aufstieg Zürichs und das lange Verharren Winterthurs auf hinteren Rängen im schweizerischen Städtewettbewerb als Resultat des Nationalbahn-Konkurses kritiklos aus Joseph Jungs Escher-Biografie übernommen wird. Dabei wird übersehen, dass Jung, wenn es um das Unterstreichen der Bedeutung von Eschers Handeln und Wirken geht, dazu neigt, deren Auswirkungen zu überinterpretieren. Andererseits wird durchaus zu Recht festgestellt, dass die vom Nationalbahn-Konkurs betroffenen Städte und Gemeinden ihre Eisenbahnlinie ja letztlich bekommen haben – ohne Fortsetzung nach Westen allerdings, die aber schon sehr früh in der Projektausführung kein Thema mehr gewesen ist. Diese Tatsache war den Aargauer Städten und Gemeinden bei der Zeichnung der Aktien und Obligationen bekannt. Insofern kann tatsächlich von «öffentlicher Finanzierung» der Nationalbahn gesprochen werden, denn den Verlusten stand der Gegenwert einer funktionierenden Eisenbahnverbindung gegenüber, die durchaus die erwünschten Auswirkungen auf die verkehrstechnische und wirtschaftliche Entwicklung des von ihr erschlossenen Gebiets hätte haben können.

Es wäre unter diesem Gesichtspunkt wünschenswert, einmal eine Untersuchung unter der Prämisse zu unternehmen, dass das Nationalbahn-Debakel ein Symptom und nicht die Voraussetzung der Strukturschwäche der zentralen Mittellandregionen sein könnte. Dabei müssten neben die unbestrittenen finanziellen und politischen

Schwächungen der betroffenen Gemeinden auch deren wirtschaftliche Entwicklung dank des neuen Verkehrsmittels gestellt werden. Und letztlich müsste vielleicht auch die ketzerische Frage gestellt werden, ob eine Gemeinde, deren Ortsbürgergemeinde durch den Verlust ihres Vermögens geschwächt wurde, wirklich weniger politische und wirtschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten hatte als eine Gemeinde, deren Einwohnergemeinde durch eine starke Ortsbürgergemeinde dominiert wurde, für die Verwaltung und Mehrung eines grossen Grundvermögens die einzige politische Sorge war. Auffällig erscheint jedenfalls, dass sich sowohl Winterthur wie auch Baden und Zofingen längst vor der Tilgung der Nationalbahn-Schuld zu starken Industriestandorten entwickelten. Das gilt auch für Lenzburg, wenn auch in bescheidenerem Rahmen.

Trotzdem ist es ein grosses Verdienst der Autorin und der Autoren, einen exemplarischen Vorfall des 19. Jahrhunderts wieder ins Rampenlicht des öffentlichen Interesses geholt zu haben. Im Buch werden sehr viele auch heute noch aktuelle Fragen im Bereich der Verkehrspolitik berührt. So etwa die Frage nach privater oder öffentlicher Finanzierung der Verkehrsströme, wobei am Beispiel der Nationalbahn deutlich die Grenzen des Subsidiaritätsprinzips in der öffentlichen Finanzierung von überregionalen Unternehmungen aufgezeigt werden. Es ist zu wünschen, dass diese Anregung viele Nachfolgepublikationen zum Thema der Nationalbahn, ihres Endes und dessen Auswirkungen nach sich ziehen wird.

MATTHIAS FUCHS, LEUTWIL

Rapp Buri, Anna: Jüdisches Kulturgut in und aus Endingen und Lengnau, Band 1. Hg. vom Verein für die Erhaltung der Synagogen und des Friedhofes Endingen-Lengnau. – Heidelberg: verlag für regionalkultur 2008. – 324 S., ill.

Einen beeindruckenden, über 300-seitigen Katalog von Kulturgütern aus den beiden ehemals jüdisch geprägten Gemeinden Endingen und Lengnau publiziert der Verein zur Erhaltung der Synagogen und des Friedhofes Endingen-Lengnau. Damit liegt endlich ein Nachschlagewerk vor als Baustein zur Geschichte der jüdischen Kultur in der Schweiz. Die Kunsthistorikerin Anna Rapp Buri hat die über 300 Objekte, die an verschiedensten Orten verstreut sich in öffentlichen Museumssammlungen oder in Privatbesitz befinden, bearbeitet und beschrieben. In den letzten 20 Jahren sind wesentliche Grundlagen zu den jüdischen Gemeinden Endingen und Lengnau publiziert worden. So das Inventar der Grabsteine des Friedhofes und der Kunstführer zu den beiden Synagogen. Die Archive sind mittlerweile erschlossen worden. Was bisher fehlte, war ein Inventar der beweglichen Kultobjekte. Dies ist mit diesem Buch nachgeholt.

Der Katalog ist aufgeteilt nach den beiden Dörfern Endingen und Lengnau. Innerhalb dieser Dörfer wiederum hat die Autorin vier thematische Kapitel gebildet. Erstens Objekte, die in den Synagogen Verwendung fanden, zweitens Objekte zum jüdischen Jahr, das heisst zu den jüdischen Festen, drittens Objekte aus dem täg-

lichen Leben (Beschneidung, Eheschliessung) und schliesslich viertens Objekte beziehungsweise Dokumente aus dem zivilen Leben und aus den jüdischen Gemeinden. Zusammen kommt ein beeindruckendes Ensemble an Kulturgütern, die einen wichtigen Teil nicht nur des jüdischen Erbes, sondern auch des kulturellen Erbes des Kantons Aargau darstellen.

BRUNO MEIER, BADEN

Stein, Peter: Lebendiges und untergegangenes jüdisches Brauchtum. Brauch gestern und heute, Brauch hier und dort, mit besonderer Berücksichtigung der schweizerischen Judendörfer Endingen und Lengnau. Hg. vom Verein für die Erhaltung der Synagogen und des Friedhofes Endingen-Lengnau. – Heidelberg: verlag für regionalkultur 2008. – 132 S., ill.

Einen weiteren Beitrag zur jüdischen Kultur der Schweiz und Südwestdeutschlands neben dem Katalog der Kulturgüter von Anna Rapp Buri legt Peter Stein mit dem Buch über jüdisches Brauchtum vor. Dabei werden die jüdischen Bräuche im Allgemeinen und ihre spezifischen Ausprägungen beidseits des Ober- und Hochrheins näher beschrieben. Das Buch zeigt zum Beispiel 27 sogenannte Chuppa-Steine, an denen in der Synagoge jeweils anlässlich einer Hochzeit das Glas zerbrochen wurde. Es wurde nicht am Boden zertreten, wie es sonst allgemein üblich war. Zum Brauchtum gehören vergessen gegangene Ausdrücke, bedeutende Orte wie die Begräbnisstätte auf der Rheininsel bei Waldshut oder spezielle Ortsbräuche. Im Anhang des Buches wird die Sammlung an Schnurren, Liedern, Gedichten und jüdisch-schweizerischen Redensarten aus dem Schweizerischen Institut für Volkskunde in Basel vorgestellt. Eine beigelegte CD-ROM ergänzt diese Sammlung.

BRUNO MEIER, BADEN

Hodler, Beat: Niedergösgen. Eine Reise durch die Geschichte. Niedergösgen: Einwohnergemeinde Niedergösgen 2008. – 300 S., ill.

Das grossformatige und reichbebilderte Werk besticht durch seinen konsequenten Aufbau. Es folgt den vorhandenen Quellen zu Niedergösgen und stellt diese sehr verständlich dar, ohne jemals in unbeweisbare Spekulationen abzugleiten. Die pädagogische Ader des Autors zeigt sich auch darin, dass die Schrift der im Original abgebildeten Texte so gross ist, dass Interessierte sie ohne Mühe selbst lesen können.

Die Darstellung beginnt mit der naturräumlichen Lage der Gemeinde, welche durch den Felssporn im Aaretal bei Schönenwerd/Niedergösgen bestimmt ist. Die Aare mit ihren periodischen Überschwemmungen gestaltete den Raum, indem sie lange die Entwicklung der Siedlung hemmte, im späten 19. Jahrhundert durch die Zähmung des Flusses aber die Stromproduktion in grossem Stil ermöglichte. Die Aare war aber schon früh für Fischerei und Transport von grosser Bedeutung. Es folgen kurze Kapitel zu Steinzeit- und römischen Funden sowie die Geschichte der

Herren von Gösgen und ihrer Burg im Mittelalter. Sehr anschaulich wird die Bedeutung der Mordnacht von Brugg von 1444 für den Übergang von Niedergösgen an Solothurn gezeigt. Diese Provokation rief die Berner und Solothurner auf den Plan, indem diese aus Rache Schloss und Herrschaft Gösgen verwüsteten. 1458 wurde die Herrschaft Gösgen zusammen mit der Kastvogtei Werd (Schönenwerd) und weiteren Rechten an Solothurn verkauft. Dies führte in der Folge zu einer starken Rivalität mit Bern, das sich im gleichen Raum ausdehnen wollte. Erst 1528 einigten sich Solothurn und Bern über die Nutzung der Fähre zu Niedergösgen.

Die im Vergleich zu den Nachbarorten etwas verspätete Entwicklung der Gemeinde Niedergösgen zeigt sich auch darin, dass es zwar eine Kapelle besass, jedoch noch lange Zeit zur Kirchgemeinde Stüsslingen gehörte. Die Reformation führte dabei zu erneuten Problemen zwischen Bern und Solothurn, da Bern das Recht besass, den Pfarrer in Stüsslingen einzusetzen, Solothurn aber beim alten Glauben verblieb. Durch Austausch verschiedener Rechte zwischen Bern und Solothurn wurde dieser Streit 1539 beendet.

In den schriftreicheren späteren Zeiten wird auch das Themenspektrum erweitert. So findet das Steuerverzeichnis von 1560 seine gebührende Beachtung. Aus diesem geht etwa die Bedeutung der Papiermühle hervor. Aus den 1705 einsetzenden Kirchenbüchern von Stüsslingen wird unter anderem die Bedeutung der Schlossbewohner als Paten von Niedergösger Kindern gezeigt.

Sobald die Quellen es zulassen, wird auch eine «Geschichte von den gewöhnlichen Leuten her» geschrieben, so beim bewaffneten Überfall auf eine französische Patrouille bei der Gösger Fähre vom 26. Februar 1799. Die Aussagen der Angeklagten, welche die Fähre bewachen sollten, um die Flucht von Emigranten zu verhindern, werden alle abgedruckt.

Die Steuerlisten des 19. Jahrhunderts erlauben einen Blick auf die lokalen Gewerbe und die entstehenden Industrien. Neben frühen Formen der Textilindustrie und verschiedenen Gewerben, etwa einer Mahl- und einer Sägemühle, einer Knochenstampfe und einer Hammerschmiede, waren in Niedergösgen auch Steine und Erden stark vertreten, so eine Ziegelei und zwei Gipsmühlen, eine Zementfabrik und mehrere Tuffsteinlager.

Parallel zur starken Industrialisierung bedeutete auch der Bau des Aarekanals von Winznau her einen starken Einschnitt in das Leben der Gemeinde. Zur Veränderung der Landschaft kam die Einwanderung von zahlreichen italienischen Arbeitern hinzu. Neben den lokalen Baugeschäften beteiligten sich übrigens auch Bierbrauereien am Aufbau von Arbeiterbaracken. Neu gab es nun auch Barackenwirtschafts-Patente.

Unbedingt lesenswert sind die Auszüge aus dem Tagebuch der Niedergösger Posthalterin Katharina Wyser (1826–1901), welche im Anhang abgedruckt sind. Ihre Einträge illustrieren die dramatische Zeit des Kulturkampfs, der Spaltung der katholischen Kirche, aber auch das «Königreich Bally» des dynamischen und selbstherr-

lichen Schuhindustriellen aus Schönenwerd, welcher nicht bloss ein einflussreicher liberaler Katholik und Förderer der Altkatholischen Kirche war, sondern auch der grösste Arbeitgeber in der Region. Wyser vertritt eine entschieden romtreue Haltung, und daher ist es schade, dass kein Blick auf die grosse Politik geworfen wird. Denn es ist heute unbestritten, dass Papst Pius IX. die Schweiz durch die ohne Rücksprache mit den Kantons- und Bundesbehörden erfolgte Ernennung von Bischof Mermillod zum apostolischen Vikar von Genf bewusst brüskieren wollte. Vor diesem Hintergrund werden die Überreaktionen der Kantone, wie etwa die Absetzung der Bischöfe Mermillod und Lachat, erst verständlich.

Die zu jedem der sechs Kapitel des Buches erstellten Quellenregister, Listen der Behördennamen und ein Register der Personen- und Firmennamen runden das beeindruckende Werk ab.

MARTIN LÜDI

Bitterli, Urs: Jean Rudolf von Salis, Historiker in bewegter Zeit. – Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2009. – 289 S., ill., Audio-CD von Hanspeter Gschwend.

Ein Historiker schreibt über einen Historiker, der sich sorgfältig als historische Person in Szene gesetzt hat – solches ist beim vorliegenden Buch zu rezensieren. Um über Jean Rudolf von Salis zu schreiben, braucht es einen Historiker vom Format Urs Bitterlis, dessen zahlreiche Arbeiten zur Kolonialgeschichte fast vergessen machen, dass er sich vielfältig mit Selbstzeugnissen als Quellengattung auseinandergesetzt hat und ursprünglich über Thomas Manns politische Schriften zum Nationalsozialismus dissertiert hat. In seinem jüngsten Buch geht es erneut um die Auseinandersetzung eines Intellektuellen mit ideologischen Herausforderungen des 20. Jahrhunderts.

Bitterli korrigiert unser Bild von Jean Rudolf von Salis (1901–1996), ohne dessen Gesamtleistung zu schmälern: Als Publizist in der ideologisch aufgeladenen Stimmung des Kalten Krieges beeindruckend unerschrocken engagiert; als Historiker Meister eines inzwischen in der Geschichtswissenschaft überholten und marginalisierten Fachs; als Chronist des Zweiten Weltkriegs letztlich weniger heldenhaft, als bisher dargestellt.

Dass von Salis in seiner von Radio Beromünster von 1940 bis 1947 wöchentlich ausgestrahlten «Weltchronik», die ihm internationale Berühmtheit verschaffte, im Urteil zurückhaltend war, entsprach auch seiner Art, war aber unausweichliche Folge der Zensur. Bitterli verweist auf den Gegensatz zwischen der betont sachlichen, bisweilen spröden «Weltchronik» im Originalmanuskript und deren Ort im Heldentempel der kollektiven Erinnerung. Dennoch, von Salis zeigt uns, dass es in Zeiten klarer Positionsbezüge auch Mut erfordert, analytisch und differenziert zu bleiben und in diesem Sinne nicht Partei zu ergreifen.

Dies tat von Salis auch während des Kalten Kriegs nicht, als er frei von jeder Zensur publizistisch tätig sein konnte. In zahlreichen Vorträgen, Artikeln und spä-

ter auch Radiokommentaren trat er angesichts der totalitären Herausforderung unerschütterlich für eine pluralistische, weltoffene Schweizer Demokratie ein, für Offenheit gegenüber dem europäischen Einigungsprozess und sogar für einen kulturellen Dialog mit dem kommunistisch dominierten Russland – in der ideologisch aufgeladenen Stimmung der Zeit eine bemerkenswert mutige Haltung. Die gelungene Audio-CD mit Originalkommentaren ergänzt dieses Bild stimmig. Insbesondere von Salis' Analyse des Nahostkonflikts aus dem Jahr 1974 beeindruckt noch heute.[1]

Demgegenüber hinterlässt von Salis' Werk als Historiker einen zwiespältigen Eindruck. Dessen Biografie von Bundesrat Giuseppe Motta bezeichnet Bitterli zu Recht als das «Werk eines Verehrers». Die «Weltgeschichte der neuesten Zeit» erscheint demgegenüber als meisterhafte Einzelleistung, und sein Überblick beeindruckt angesichts der Spezialisierung in der Geschichtswissenschaft rund fünfzig Jahre nach ihrem Erscheinen noch mehr als damals. Von Salis verstand Geschichte stets als Mittel, um «die grossen treibenden Kräfte zu erkennen, die von der Vergangenheit über die Gegenwart die Menschheit in die Zukunft geleiten».[2] Damit war er Zeithistoriker avant la lettre, blieb aber auch einer traditionell gewordenen auf Politik und Diplomatie fokussierten Geschichtswissenschaft verpflichtet, die sich der Literatur eng verbunden fühlte, nicht jedoch sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Zugängen, wie sie andere seiner Generation eröffneten.

Methodologisch ist Bitterlis Arbeit als syntagmatische Teilbiografie einzuordnen, die dem historischen, nicht dem personalen Moment verpflichtet ist und im Spannungsfeld zwischen Individuum und Kontext die Ausstrahlung des untersuchten Individuums auf seine Umwelt in den Vordergrund rückt: Sie analysiert das Werk von Salis' in dessen Wirkung auf seine Zeit (syntagmatische Perspektive);[3] sie blendet Herkunft, Jugend und Privatleben aus (Teilbiografie); sie psychologisiert nicht, sondern verortet im zeit- und geistesgeschichtlichen Kontext (historisches Moment); sie lotet die Spielräume des Individuums aus, nicht die Zwänge des 20. Jahrhunderts in ihrer Prägung auf von Salis. Für einen anderen Ansatz fehlte wohl auch das Quellenmaterial. Von Salis vermied Persönliches in seiner Autobiografie[4] und pflegte seinen Nachlass – und damit auch sein Bild – sorgfältig. Bitterli kann sich damit den durch von Salis vorgezeichneten Linien letztlich nicht entziehen, meistert diese tückische Quellenlage aber souverän und weiss auch den bisher nicht bearbeiteten Nachlass zu verwenden, der unter seiner Leitung im schweizerischen Literaturarchiv erschlossen worden ist. Damit gelingt es Bitterli, von Salis' Selbstinszenierung als solche darzustellen, besonders geschickt beispielsweise dort, wo er von Salis' Autobiografie ihrer Diskussion in dessen Korrespondenz mit Golo Mann, Friedrich Dürrenmatt und Adolf Muschg gegenüberstellt. Mit feinem Gespür weist Bitterli immer wieder auf das Nicht-Gesagte hin.

Bitterlis Mittel ist nicht das scharfe Urteil, sondern die oft rhetorisch gestellte Frage. Er erweist sich als behutsam analysierender, zurückhaltend bewertender Bio-

graf, dem es gelingt, dem Leser mit seiner sorgfältigen Sprache die Weite des Horizonts eines aussergewöhnlichen Intellektuellen zu eröffnen.

DIETER WICKI, AARAU

Anmerkungen

[1] Die «Weltchronik» der Kriegsjahre fehlt demgegenüber, weil sie seiner Zeit nicht aufgezeichnet worden war.

[2] Vorwort zum ersten Band der Weltgeschichte der neuesten Zeit, Zürich 1951–1950.

[3] Das Gegenstück zur syntagmatischen stellt die paradigmatische Biografie dar, die das Leben einer unbekannten Person als Beispiel für Lebensumstände einer gesellschaftlichen Schicht oder Gruppe in einer Epoche nachzeichnet. Zur Methodologie der Biografie vgl. Häner, Olaf: Historische Biografik: Die Entwicklung einer geisteswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Dissertation Universität Siegen, Frankfurt a. M. 1999.

[4] Salis, Jean Rudolf von: Grenzüberschreitungen. Ein Lebensbericht. 2 Bde. Zürich 1975 und 1978.